

Erstes Kapitel In fremden Welten

Der Himmel über mir strahlte in farbloser, blendender Helle. Ich hob die Hand, um meine Augen zu beschatten. Mein Arm schmerzte dumpf unter den Muskeln, als habe etwas am Mark meiner Knochen genagt. Mein gesamter Leib fühlte sich taub an, doch ich ahnte, dass es meine geschundene Seele war, die mir jene Pein bereitete. Ich litt daran, dass ich – mein Ich – in der Seelenwelt umgegangen war, während die leere Hülle aus Fleisch und Gebein und Innereien in der Menschenwelt geweilt hatte. Und dieser mein Leib war in jener Zeit bewegt worden, denn ich war nicht mehr in Stambul. Während meines Kampfes mit dem Hayalbas, mit Atsiz Bey, der in den Sphären der Seelen sich ereignet hatte, mussten die Schergen des Sultans ohne Namen meinen reglosen Körper verschleppt haben. Doch wohin?

Die Landschaft ringsum war mir fremd und das erschreckte mich zutiefst. Ich halte viel auf meine Erfahrungen als Reisender in den Ebenen und Bergen des Orients. Doch diese Felsgegend kannte ich nicht: missfarbenedes Gestein, schroffe Flächen, nicht in vertrautem Braun und Grau, sondern grell schillernd wie die Opale aus den Gruben des fernen Australiens oder die bunten Gewächse aus warmen Korallenmeeren. Jede einzelne Farbe sprang mir schwirrend entgegen, als startete ich durch zwei Kaleidoskopröhren, die man mir statt der Augen in den Schädel gesetzt hatte.

Diese wahntraumhafte Szenerie konnte unmöglich der Orient sein, kein mir bekanntes anderes Land, nicht einmal ein Ort auf dem Rund der Erdenwelt. Eine entsetzliche Erkenntnis

schnitt in mein Bewusstsein: War ich gar nicht in die Lebenssphäre der Menschen zurückgekehrt, sondern harnte noch immer in der Seelenwelt? Fern der sieben gestaltgewordenen Geschichtsepochen Stambuls, in einem Randbereich jenseits der Abbilder der Stadt? In einer wilden Einöde weitab der seelischen Metropole, ohne jegliche Verbindung zu den Zeiten und den Menschen? Gähnte hinter jenem blendenden Himmel eine seelenlose, wesensferne Leere, getrennt von aller Schöpfung?

Oder war dies alles die Seelenentsprechung einer fremden Welt, fern der Erde? Ich sah die grellen Farben jener argen Landschaft und es quollen Worte in mir empor, die ich einst auf meinen Reisen vernommen hatte, aus den Mündern von greisen Sehern und weisen Frauen, von armen Gestalten, deren Geister die Gefilde der Vernunft ohne Wiederkehr verlassen hatten. Dumpf hallten die Klänge, die keiner mir bekannten Sprache entstammten: Barsoom, Amtor, Perelandra, Nu... – die Namen von Orten, die nicht zu erreichen waren mit den Wagen und Schiffen der Menschen.

Und ein weiterer Name offenbarte sich mir aus den Tiefen meiner Erinnerungen, der Name eines noch ferner gelegenen Orts, eines jenseits unserer Universen angesiedelten Sterns, weitab der Menschheit – Sitara.

Mein Atem ging stoßweise und ich sog zitternd einen seltsamen Duft ein, der durch eine unmerkliche Brise herankam. Er war scharf und balsamisch, wie von einer unbekanntenen Blüte verströmt, die im Licht ungesehener Gestirne ihren Kelch öffnete – eine Sternblume ...

Schwindel erfasste mich, ich schwankte auf meinen tauben Beinen und fand mit den halb erlahmten Armen nur mit Mühe mein Gleichgewicht. Ich schaute gen Himmel, in meine unbeschatteten Augen drang ein farbloses Gleißern, nicht das vorige Farbgewitter, doch ebenso stechend und brennend. Ich neigte den Kopf, zwang die Lider zusammen und fand meine Balance in der sanften, selbstbestimmten Nacht.

Was hatte ich gesehen, jenseits der harschen Attacke fremder Farben? Das gleißende Licht aus dem Wolkendunst, der die Sonne verborgen hielt, warf von mir und den aufragenden Gesteinsnadeln nicht den blassesten Schatten. Wie konnte das Licht mich blenden und doch wie ein Schleier über alles gebreitet sein? Ich presste die Finger gegen meine geschlossenen Lider. Im Dunkel brannten Funken auf. Als ich die Augen wieder öffnete, klärte sich mein Blick und mein Geist zudem. Der Mangel an Schatten rührte vom hohen Sonnenstand der Tagesmitte. Mein Farbsinn und mein Helligkeitsempfinden waren genarrt worden. Nun war alles grelle Gleißeln aus dem Licht gewichen. Die Landschaft stach nicht mehr mit verstörend irisierendem Schimmer auf mich ein, sondern lag warm und vertraut da, in irdischen Tönen von Erde und Fels.

Ein Lachen brach aus mir heraus, das meine Gliedmaßen beben ließ und meine schmerzenden Muskeln belebte. Hatte ich wahrhaftig geglaubt, mich auf einem fernen Stern zu befinden? Dieser Gedanke war absurd. Jüngst hatte ich die Seelenwelt und vor einigen Jahren die Geisterwelt bereist. Die Grenzen zu jenen Gefilden befinden sich auf unserer Erde und sind von uns Erdengeschöpfen zu überschreiten, ob mit Schritten des Leibes oder mit Sprüngen des Geistes. Ein Übergang in Welten jenseits unseres Planetenrunds mag kaum möglich sein, da mögen die Phantasten unter den Wissenschaftlern, die Romanciers des Technischen noch so sehr daran glauben. Eine Reise zum Mond etwa, mittels eines Kanonenschusses und eines Projektils, innen komfortabel ausgestattet wie der Salonwagen eines Eisenbahnzugs, mag einen gewissen französischen Fabuleur umtreiben und seine Leser nicht minder in Bann schlagen, mir hingegen scheint es kaum wahrscheinlicher als der Ritt auf der Kanonenkugel, wie ihn der gemeinhin Lügenbaron genannte Freiherr zu Münchhausen in seinen unterhaltsamen Schnurren niedergelegt hat, aufgeschrieben vom geschätzten Herrn Gottfried Bürger, wohnhaft in England, der Heimat des gepflegten literarischen Witzes.

Denn eines ist mir, der ich bereits in einem unterseeischen Schiff durch das mittelländische Meer reiste, als unfreiwilliger Passagier eines zweifelhaften Gastgebers, ganz klar: Ein Mensch braucht Luft zum Atmen. Er mag sich in einer eisernen Hülle unter Wasser einige Zeit aufhalten können, dann aber muss er aus den Fluten emporsteigen, um die Lungen mit kühler Brise zu füllen. Wie soll dies jenseits der atembaren Sphäre des Erdenplaneten möglich sein? Wasser und Nahrung lassen sich in Flaschen, Schläuche und Blechbüchsen füllen, doch der Monsieur Faraday, der allerlei andere Gase verflüssigen konnte, scheiterte just am wichtigen Sauerstoff.

Ich füllte lachend meine Lungen mit Atem, die Luft schmeckte so rein und irdisch, wie ich sie an vielen Orten der Erde hatte einsaugen dürfen, selbst in den Randbereichen, wo Seelen und Geister hausen.

Und so erwachten meine Lebensgeister und meine Seele stärkte sich, meine Sinne waren frei von Wirrnis und Täuschung. Ich schaute ins Rund der Landschaft, die keine Phantasmagorie aus Alpträumen war oder der Fernblick auf fremde Welten. Es war irdische Geografie, die mir vertraut ist, ob durch eigene Anschauung oder Erzählungen und Berichte anderer, was selten, doch durchaus vorkommt, denn die Erde ist weit und meine Reisen beileibe noch nicht beendet. Was sah ich also?

Ein weites Feld von riesenhaften Felsnadeln, als habe man von einer gewaltigen Tropfsteinhöhle die steinerne Decke gelüftet und die zuvor in Finsternis harrenden Stalagmiten dem Tageslicht dargeboten. Mehrfach mannshoch waren diese verwitterten Gebilde, manche schmaler, manche breiter, einige spitz wie Glockengehäuse von Kapellen oder wie schlanke Minarette, andere gedrungen und abgeflacht wie die Wohntürme des Kaukasus. Auf einem solchen stand ich und bemerkte mit kühler Erkenntnis, welches Glück mich davor bewahrt hatte, in meinem Wahn gar in die Tiefe gestürzt zu sein. Ich hätte mir an den Trümmern und dem Geröll des Grundes alle

Knochen zerschlagen. So aber ging es mir wohl, trotz der kleineren Malaisen. Und ich wusste nun, wo ich mich befand:

Dies war Kappadokien, die markante Landschaft im Herzen Anatoliens, in den Weiten Kleinasien, östlich des Bosphorus. Ich war noch immer im Reich der Osmanen. Wieviel Zeit war seit meiner Reise in die Seelenwelt vergangen, die ich in Stambul unternommen hatte? War ich über die Seelenwelt an diesen Ort gelangt? In der Seelenwelt verging die Zeit anders, das hatte ich erfahren. Zu welchem Tag und welcher Stunde mochte ich hier in Kappadokien auf einer Felsnadel stehen?

Ich musste nicht den Sonnenstand und den Winkel zum Horizont bestimmen und nicht die spärliche Vegetation zwischen den Felsen auf ihren Gedeihzyklus prüfen – es genügte schlicht, mir über Kinn und Wangen zu fahren. Anhand meines Bartwuchses erkannte ich, dass man meinen reglosen Leib über den Bosphorus geschifft und quer durch Kleinasien gekarrt hatte, denn ich hatte ja wohl kaum tagelang gebunden und bewusstlos auf einem Sattel geschwankt. Und auch das Ziel meiner erzwungenen Reise war mir klar: Ich war in Kappadokien, auf halbem Weg zwischen Stambul und Iskenderun, dem Machtzentrum des Sultans ohne Namen. Der Hayalbas, der Menschensammler, den ich in ungewollter Vertrautheit Atsiz Bey nennen durfte, wollte mich in seine Menagerie von gelehrten und famosen Persönlichkeiten sperren, eine äußerst zweifelhafte Ehre.

Ich hatte Ziel und Weg enträtselt. Doch warum war die Reise unterbrochen worden? Meine Verschleppung war bereits im Gang gewesen, als ich in der Seelenwelt dem Hayalbas gegenüberstand. Und als ich zurück in die wahrhaftige Welt gestürzt war, hatte ich anscheinend meine Gefangenenfesseln gesprengt und meinen Bewachern entkommen können. Ich war wie schlafwandelnd meinen Entführern entflohen, auf diese Felsnase geklettert und dann ohnmächtig geworden, alle Erinnerungen an Flucht und Aufstieg vergessend. Unfasslich!

Doch wie konnte ich genau begreifen, wie man zwischen den Welten wandelte? Ich bin weder Magier noch Metaphysiker, und meine Einblicke in diese Dinge sind nur dürftig und schwach. Wichtiger war das Reale: Ich war in Kappadokien, meinen Wächtern entkommen und zweifellos in Gefahr, erneut gefangen und endgültig nach Iskenderun verschleppt zu werden ...

Ich Narr! Da stand ich aufrecht auf einer Felsnadel, weithin sichtbar und leicht auszumachen! Rasch sank ich in die Knie und spähte die Flanken der Felsnadeln entlang. Wo konnte ich hinunterklettern, die drei, vier Mannshöhen überwinden, die mich vom felsigen Grund trennten und dem Sichtschutz der ringsum aufragenden, natürlichen Türme?

Und dann sah ich, was mich erneut schwanken machte: Unter mir, zwischen den Sockeln der Felssäulen, auf den spärlich bewachsenen Freiflächen, sah ich die Trümmer eines hölzernen Wagens. Die Bretter, Achsen, Räder und Deichseln waren weit verstreut, wie gegen die hohen Steine geschleudert, als habe die Detonation von einigen Fässern Pulver das Gefährt zerrissen. Allein, es waren keine Spuren von Flammen zu sehen, kein Ruß und keine verkohlten Stellen. Der Wagen musste feuerlos zerborsten sein, wie von einer Riesenfaust, die, zuvor im Innern geballt, plötzlich die mächtigen Finger gespreizt hatte. Im Innern des Wagens hatten sich allerlei Güter und Gerätschaften befunden, die nun zerfetzt und zerbrochen auf den Felsen und dürren Büschen als bunte Sprengel zu erkennen waren. Und zwischen den Fetzen und Scherben lagen auch die zerschlagenen, leblosen Leiber von Männern samt ihrer nutzlosen Waffen, die Säbel und Flinten außer Reichweite der erstarrten Finger.

Das mussten meine Entführer sein – waren sie selbst angegriffen worden? Überfallen, weil man sie für einen Handelszug wohlhabender Kaufleute gehalten hatte? Doch eine herkömmliche Bande von Räubern und Wegelagerern hätte kaum ein solches Vernichtungswerk vollbringen können!

Was auch immer geschehen war, der Lärm des Kampfes oder der Katastrophe mochten die Bewohner einer nahen Siedlung oder andere Reisende angelockt haben. Noch war niemand auszumachen, doch ich wollte bei ihrer Ankunft nicht auf der Spitze einer Felsnadel festgesetzt sein. Ich schob mich mit den Füßen voraus über die Kante, suchte mit den Stiefelspitzen Halt im porösen Gestein und klammerte die Finger in die wenigen Schründen der Oberfläche, die von Wind und Regen geglättet war. Langsam und vorsichtig ließ ich mich hinabgleiten. Ich konnte beinahe wie auf einer steinernen Leiter hinuntersteigen, die Querrillen der Sedimentschichten boten komfortable Griffe und Tritte. Ich hatte Glück mit dieser gleichförmigen Felssäule, denn die meisten anderen ringsum waren wie Pilze geformt, deren schmale Köpfe einen Überhang darstellten, der mir durchaus Mühsal beschert hätte. Und trotz meiner ungewissen Lage und drohender Gefahr kam mir in den Sinn, wie ein ferner Betrachter dies beschauen würde: Da kletterte ein kleiner Mann in einem riesenhaften Pilzwald. Die Märchenerzähler dieser Welt hätten ihre Freude daran gehabt, seien es meine Landsleute wie die Brüder Grimm oder die Herren Bechstein und Musäus oder schrullige Briten wie jener Mister Carroll, der eine Fabel über ein Mädchen im Wunderland erdacht hatte, welches ebendort mal ins Riesenhafte, mal ins Winzige verwandelt wurde. Nun, ich mochte mich weder als dieses Mädchen noch als der bekannte Däumling fühlen. Die kappadokischen Felssäulen wurden im anatolischen Volksmund als Feenkamine bezeichnet, doch in mir kam keine weitere wundersame Stimmung auf, denn als ich den steinigen Grund erreichte und mich von der Felssäule abwandte, stand ich vor dem schrecklichen Trümmerfeld mit all den Getöten. Ich sah keine Kampfspuren, nicht einmal Blut. Die Leichen trugen keine sichtbaren Wunden. Ich ging zwischen den Überresten des Wagens hindurch und musterte die Männer, ein knappes Dutzend wohl. Sie waren allesamt kampferfahren, wie ich an ihren vernarbten Gesichtern und Händen erkennen

konnte. Sie trugen türkische Kleidung, passend für eine Handelsreise, nicht jene von Kämpfern oder Soldaten. Wie vermutet, hatten meine Entführer vortäuschen wollen, harmlose Kaufleute zu sein. Die ringsum verstreuten Kästen, Fässchen und Säcke, teils zerborsten und zerrissen, hatten ihr Inneres aus Gewürzen und Kräutern über die Felsen, Trümmer und Leichen zerstäubt, sodass über dem schrecklichen Tableau ein betörender Duft wie von einem Basar der Spezereien lag. Ich erkannte Pimentkörner wie erdfarbenen Hagel und Nelken wie schwarzen Schnee, Zimtstangen und Muskatnüsse wie Zweige und Borkenknollen, als habe ein Sturm einen dünnen Hain zerfetzt.

Wie eigentümlich, dass meine Entführer, die im Auftrag des Hayalbas handelten, sich eine derart detailreiche Tarnung auferlegt hatten. Empörung kam in mir auf: Hatte der Sultan ohne Namen mich in einer ohnehin geplanten Gewürzlieferung für seinen Palast in Iskenderun verborgen? Gewissermaßen um Transportkosten zu sparen? Sogleich schämte ich mich dieser empfundenen Kränkung, denn es mochte sein, dass die Toten wahrhaftige Kaufleute waren, welche nichts von ihrer geheimen Fracht gewusst hatten. Und die Kämpfer waren dann keine Schergen des Hayalbas gewesen, sondern notwendige Begleiter des Handelszugs. Ich sah auf den wenigen sandigen Erdflächen neben den Radspuren des Wagens auch Hufabdrücke. Die Reitpferde und Zugtiere waren unversehrt von der Katastrophe geflohen, die kein überraschender Überfall, keine plötzliche Explosion gewesen sein konnte. Denn welche Art Detonation hätte den Wagen, in dem ich mich unter Gewürzen verborgen befunden hatte, durch ihre Gewalt völlig vernichtet, mich selbst aber unbeschadet auf eine Felsnadel befördert, während die anderen Männer wundenlos starben, wie Fische in einem Teich, in welchen man eine Sprenggranate geworfen hatte ...

Die Erkenntnis traf mich mit ebensolcher vernichtender Wucht und erschütterte meinen Körper, mehr noch meinen

Geist: Die Ursache der feuerlosen Explosion, der Detonation als Ausbruch von tödlichem Luftdruck – musste ich selbst gewesen sein! Wie war sonst das Todesfeld zwischen den Felsnadeln zu erklären? Ich musste die Vernichtung ausgelöst oder verursacht haben, als ich – genauer meine Seele – aus der Seelenwelt in die Welt der Menschen und in meinen irdischen Körper zurückgekehrt war. Dies widersprach allerdings meinen bisherigen Erfahrungen, denn da war ich stets ohne derlei Effekt von meinen Besuchen der sieben Seelen Stambuls wiedergekehrt. Hatte zuvor die innere Macht der Metropole, eine Kraft der Stadt selbst, derlei schreckliche Wirkungen auf mein Umfeld und die Menschen darin verhindert? Wie konnte der Hayalbas dies nicht bedacht haben, der doch selbst wie auch seine Mentalmagier wesentlich erfahrener in den Seelenreisen waren?

Mir ging auf, dass Atsiz Bey geplant haben mochte, mich erst am Ziel meiner unfreiwilligen Reise, in Iskenderun, im Schutz seines Palasts und mit Hilfe seiner Magier aus der Seelenwelt zurückzuholen. Ich aber war unerwartet aus eigener Kraft und zu einem Zeitpunkt mitten auf der Reise, im Felsenwald von Kappadokien, aus der Seelenwelt hinaus in die Mitte meiner Wächter gestürzt – mit schrecklichen Auswirkungen.

So stand ich inmitten der Leichen, jener Menschen, die ich zu Tode gebracht hatte, mit einem Stoß von seelischer Kraft oder einer sonstigen Magie oder schlicht einer Erschütterung der Atmosphäre. Ich war zurück in die Welt gestoßen mit der Wirkung eines explodierenden Druckzylinders. Nicht allein Mister James Watt aus Schottland würde mich wie eine Wundergestalt auf dem Jahrmarkt bestaunen. Kara Ben Nemsî, der menschliche Dampfkessel!

Was blieb mir angesichts der ungewollt getöteten Unschuldigen noch anderes als bittere Ironie, wenn ich nicht seelisch zerbrechen wollte? Sühnen konnte ich das schuldlose Verbrechen kaum. Ich konnte mich nicht in den Gedanken retten, dass ich Schergen des Hayalbas getötet hätte, die mich zu meinem

ewigen Schicksal im Kuriositätenkabinett des Sultans ohne Namen verbringen wollten. Es waren harmlose, betrogene Kaufleute gewesen, gedungen zu unwissentlichem Transport eines bewusstlosen Gefangenen, in einer unbewussten Sklavenkarawane.

Eine weitere Handvoll harmloser Menschen, um derer Willen ich des Hayalbas verbrecherische Machenschaften verteideln musste! Ich war bereit, sogleich nach Iskenderun zu reiten, um dort nicht als Gefangener, sondern als Rächer einzutreffen – wenn doch an diesem Ort des Schreckens nur ein einzelnes Pferd verblieben wäre! Ich ahnte, dass die Tiere das herannahende Unheil gespürt haben mussten. Sie hatten geschaut und waren durchgegangen, als sie, im Gegensatz zu den Menschen, das aus seelenweltlicher Kraft gespeiste Beben bereits vor dessen Ausbruch gewittert hatten, wie eine natürliche Erschütterung der Erdscholle.

Ich musste ein Reittier finden. Vielleicht war ein besonders robustes Pferd in der Nähe. Nachdem der erste Schrecken verflogen war, mochte es zum Grasen einiger dürrer Halme verharrt haben. Was blieb mir noch als bloße Hoffnung?

Ich schaute mich um, fand einen Wasserschlauch, der unversehrt und halb gefüllt war. Auch nahm ich ein einsam liegendes Messer samt Futteral und befestigte es an meinem Gürtel. Ich hätte nicht gewagt, dergleichen einem der Toten abzunehmen. Auch einen Karabiner fand ich, ein älteres Modell, aber sorgsam gepflegt und mit einem wohlbestückten Patronengurt. In eine Leintuchtasche mit Lederriemen verstaute ich einiges vom Mundvorrat der Händler. Ich verspürte keinen Hunger, keinen Durst, ich wollte lediglich für einen längeren Weg gerüstet sein. Wie weit die nächste Siedlung entfernt lag, würde sich weisen. Nach einigem Zögern klaubte ich auch eine Börse mit einigen Münzen auf. Meine Scham darüber, die Leichen zu fleddern, wurde durch meine Notlage gemildert. Immerhin nahm ich diese Dinge keinem Toten ab.

Ich trat aus dem Trümmerfeld, umrundete den Sockel einer Felsnadel und wollte einen Blick auf die Freifläche jenseits des steinernen Waldes werfen, als ich ein Geräusch vernahm!

Es war kein Windhauch, der um die Felsen strich und das Gesträuch zauste, sondern ein leises, doch deutliches Schnaufen. Ich hatte nicht vergebens gehofft. Ein Pferd in der Nähe, welch ein Glück! Doch dann erkannte ich, dass dieser Laut von einem Menschen stammte, und von einem verletzten Menschen zudem. Einer der harmlosen Handelsleute war noch am Leben. Ihm musste ich beistehen, aus reiner Menschlichkeit gegenüber den Verehrten und Betrogenen und auch, damit ich in Erfahrung bringen konnte, was während meiner Bewusstlosigkeit geschehen war – und bei der von mir verursachten Katastrophe.

Ich horchte, vernahm erneut ein Stöhnen und sah nun auch die Spur auf dem sandigen Grund, wo sich der Verletzte entlanggeschleppt hatte. Er mochte bei dem Ereignis etwas abseitsgestanden haben. Nicht die volle Wucht der Druckwelle hatte ihn getroffen, aber ein Trümmerstück. Blut konnte ich nicht erkennen, doch einen Stiefel zwischen zwei niedrigen Felsen, der Verletzte hatte sich in seinem Schock in diese Nische verkrochen.

Ich räusperte mich.

„*Selam Olsun! Sen iyi misin?* – Sei begrüßt! Geht es dir gut?“

Ich rief also einen Gruß auf Türkisch und fragte nach dem Befinden, vorsichtig und in beruhigendem Tonfall. Der Verletzte sollte mich für einen zufälligen Reisenden halten, einen Mann, der den Ort des Unglücks bemerkt hatte, vielleicht vom Lärm zuvor aufgeschreckt worden war. Ich wollte nicht für einen Schurken oder Plünderer gehalten werden. Zumal ich mich tatsächlich so fühlte, auch wenn mein Vergehen eher als Mundraub zu werten war.

Aus dem Schatten zwischen den Felsen tastete eine Hand, ein Leib zog sich nach vorn und ein Gesicht erschien, staubbedeckt, schweißschlierig und schmerzverzerrt.

Dann riss der Mann entsetzt die Augen auf und schrie, als habe er einen Dämon gesehen. Seine Finger spreizten sich vor Schreck und er rutschte vom Gestein ab, fiel beinahe wieder in die Schatten, fing sich erneut und versuchte Schutz zu finden, indem er mit den Stiefeln in den Sand trat, um sich tiefer zwischen die Felsen zu schieben.

„Beruhige dich“, sagte ich laut und hielt meine Tarnung als Unbeteiligter aufrecht. „Was ist geschehen?“

Statt einer Antwort vernahm ich einen leisen mechanischen Laut und warf mich im gleichen Wimpernschlag zur Seite, als ein Revolver krachte und die Felsnische mit einem Pulverblitz erhellte. Die Kugel senkte dicht an meinem Kopf vorüber, gefolgt von einer weiteren und einer weiteren, und kaum, dass das sechsfache Gewitter verhallt war, drang nunmehr ein Stakato aus metallischem Klicken aus der Nische, als der Hammer der Waffe wiederholt auf verbrauchte Patronen traf. Der Mann war in Panik – verständlich nach dem schrecklichen, unvermittelten Ereignis.

„Ich tue dir nichts!“, rief ich. Gleichwohl lud ich leise den Karabiner durch. Der Mann mochte seinen Revolver mit neuen Patronen versehen und dann blind um sich schießend den Schutz der Felsen verlassen. Ich ging vorsichtig auf die Flanke einer Steinsäule zu, von wo aus ich die Felsennische gut sehen konnte.

„Du hast nichts zu befürchten!“, wiederholte ich.

Statt weiterer Kugeln kam ein Ruf:

„Nichts davon ist wahr!“, krächzte der Mann, zweifellos vom Schock verwirrt.

„Ich bin harmlos!“, gab ich zurück.

Dann änderte sich der Tonfall der Stimme, sie wurde hart und anklagend.

„Nichts wisst Ihr – Kara Ben Nemsî!“

Thomas Le Blanc
Epilog
Ein letztes Mal nach Iskenderun

Zwei Jahre später ...

Als ich, ohne dass jemand Notiz von mir nahm, den Empfangssaal der britischen Botschaft in Istanbul betrat, gewahrte ich, dass sich gerade die Palavergrüppchen auflösten und die geschätzten fünfzig, sechzig Gäste sich alle nach vorne ausrichteten. Der Saal, dessen Wände sich bis auf ein Porträt der Queen Victoria an der Frontseite schmucklos zeigten, war gut gefüllt mit Personen in unterschiedlichem Habit: in formeller europäischer dunkler Kleidung, in orientalischen Umhängen durchgehend in Weiß und nur einer in Schwarz, in ordensdekorierten Uniformen der Militärs verschiedener Länder – und es waren nahezu alles Männer, was im Orient mit seinen fehlenden Frauenrechten allerdings auch nicht anders zu erwarten war. Die Gespräche verstummten, als die beiden Flügeltüren links vorne sich öffneten und eine mächtige Gestalt im weißen Burnus mit einer von drei Schnüren gehaltenen Kopfbedeckung den Saal betrat, flankiert von zwei Begleitern, mit einem halben Schritt nach hinten versetzt und je mit einem reich ziselierten, aber dennoch gefährlich scharfen Krummsäbel an der Seite.

Ich reihte mich im hinteren Teil des Saals unauffällig ein. Mein gesellschaftlicher Rang schien mir hier eher untergeordnet, und meine robuste Reisekleidung war auch nicht passend für den Anlass. Die just eingetretene Person, deren Körpermaße nicht bloß als umfangreich, sondern nachgerade als feist zu bezeichnen waren, war erkennbar der Großwesir des Sultans. Er nickte in die Runde, eher jovial als freundlich, und ließ sich

von einem seiner Begleiter eine blaue Papiermappe mit anhängenden Bandsiegeln zureichen, die er sogleich an einen steifen Mann in einem schwarzen Anzug, der in der Front der Versammlung stand, weiterreichte, der sie mit einer ehrerbietigen Verbeugung entgegennahm.

Dann begann der Großwesir eine formelle Ansprache, die einerseits blumig die politische Größe des Osmanischen Reichs ausbreitete, andererseits aber auch huldvoll den britischen Gesandten begrüßte. In der die geopolitischen Realitäten verhüllenden Sprache der Diplomatie stellte er die beiden Imperien als gleichgewichtig dar und ignorierte dabei, dass das Osmanische Reich mittlerweile in einem wachsenden Stadium des Niedergangs begriffen war, dessen Macht über seine Regionen nur noch auf den Landkarten und in den illusionären Vorstellungen des Sultans bestand. Dagegen beherrschte die Mittelmeerflotte des Britischen Empires längst nicht nur ein paar isolierte Stützpunkte zwischen dem Felsen von Gibraltar und dem Suezkanal, sondern sie griff zur Sicherung des Mittelmeers aktuell nach Ägypten und wollte das Land in Kürze entweder diplomatisch oder militärisch der türkischen Oberhoheit entreißen. Diesen Konflikt verschwieg der Großwesir natürlich, als er den nahen Sultan die ferne Queen freundlich grüßen ließ.

Ich hatte, wie meine Leser wissen, auf meinen Reisen im Reich des Padischah die zunehmende Machtlosigkeit der türkischen Beamten und Militärs selbst erlebt und in meinen Erzählungen gelegentlich mit deutlichen Worten ausgeschmückt. Auch den anschließenden Dankesfloskeln des just installierten britischen Botschafters war kein Hinweis darauf zu entnehmen, dass das Britische Empire mit seinen Expansionsplänen nicht gewillt war, die territoriale Souveränität des Sultans zu achten. In den Reden herrschte eine verschämte Friedlichkeit, die in der Realität längst verloren war. Die Zeremonie war kurz und formell, und es fiel auf, dass kein Wort zum scheidenden Botschafter verloren wurde. Obschon anwesend, war er bereits zur *persona non grata* degradiert worden.

Die Zeremonie endete so nüchtern und rahmenlos, wie sie begonnen hatte. Niemand sprach irgendwelche begleitenden Worte. Der Großwesir drehte sich um und verließ grußlos den Raum, und die Schar der Gäste lichtete sich daraufhin schlagartig, hier und da von einem Nicken oder einer angedeuteten Verbeugung begleitet, bei den Uniformträgern von einem knappen militärischen Gruß, gelegentlich mit ein paar Abschiedsphrasen versehen, aber ohne irgendein Händeschütteln oder gar kollegiales Schulterklopfen.

Dann war der Saal fast leer. Es blieben der neue Botschafter im Gespräch mit zwei befrackten Adjutanten und der ehemalige Botschafter Sir Henry Layard mit seinen beiden Ehefrauen Enid und Qendressa sowie vier uniformierte und hochdekorierte Diplomaten, die mir im Nachhinein als der spanische, der französische und der italienische Botschafter sowie der Admiral der britischen Mittelmeerflotte benannt, aber nicht vorgestellt wurden. Wie mir – ebenfalls später – Sir Henry mitteilte, waren die Gesandten des russischen Zaren, des persischen Schahs und des österreichischen Kaisers nicht gekommen, obwohl ihre Einladung nicht versäumt worden war. Hohe Politik manifestierte sich hier aus ganz unterschiedlichen Gründen: Persien ließ über die jahrhundertealte Grenzziehung zum osmanischen Einflussgebiet nicht disputieren, während Russland auf dem Balkan und im Kaukasus sowie Österreich auf dem Balkan die lokalen, dem Türkenreich tributpflichtigen Fürsten unterwanderte, um den eigenen Machtbereich aggressiv und dauerhaft nach Süden zu verschieben. Der Geschäftsträger des deutschen Kaisers hatte sich mit einer glaubhaften Grippeerkrankung entschuldigen lassen.

Ich ging nun quer durch den Saal nach vorne und begrüßte meine Freunde. Sir Henry und ich nickten einander zu mit einem knappen „Sir Henry“ und einem ebenso kurzen „Freund Kara“. Die beiden Frauen erhielten von mir ein warmes Lächeln, wobei Enid ihren Kopf waagrecht hin- und herbewegte und Qendressa einen Schritt auf mich zu machte und die Arme halb hochhob, dann aber wieder verhielt. Sie hatte offenbar

eine Umarmung beabsichtigt, sich dann aber darauf besonnen, dass sich eine solch intime Geste im Orient nicht schickte, jedenfalls solange man sich noch in öffentlicher Beobachtung befand. Später in intimerer Umgebung mochte das nachzuholen sein.

„Ich freue mich sehr, dass Ihr gekommen seid“, sagte Sir Henry. „Offenbar funktionieren einige meiner Kontakte noch.“ Er hatte mir nach Radebeul per Kabel den Zeitpunkt übermitteln lassen, zu dem ein britisches Kriegsschiff in Triest anlandete, um dann Kurs auf Istanbul zu nehmen, das mich mitzunehmen bereit war. Es entpuppte sich als kleiner dampfgetriebener Aufklärer mit dem aufrührerischen Namen ‚Maria Stuart‘, der die Küsten entlangfuhr, zum Marinegeheimdienst gehörte und die imposanten und mit Kanonen wohlbestückten Großsegler der Mittelmeerflotte unauffällig flankierte. Die britische Navy sah das Mittelmeer mittlerweile ungeniert als ‚Mare Nostrum‘ Ihrer Majestät an.

„Was habt Ihr nun vor, Sir Henry“, fragte ich geradeheraus, „nachdem Eure Queen Euch so rüde ins Abseits gestellt hat?“

Sir Henry schüttelte vehement den Kopf. „Ein Botschafterwechsel alle paar Jahre ist nichts Ungewöhnliches – und für den Betroffenen auch nichts Ehrenrühriges. Ich weiß, dass meine Königin mir weiterhin gewogen ist, schon wegen meiner damaligen Grabungen in Ninive, Nimrud und Kujundschik und meiner reichen Lieferungen an das Britische Museum. Aber Ihr habt Recht, Kara Effendi, wenn Ihr vermutet, dass sie nicht ganz freiwillig gehandelt hat. Der Sultan hat bei ihr intervenieren lassen und eine Abberufung meiner Person verlangt.“

„Aber Ihr habt doch, zumindest als Strippenzieher im Hintergrund, dafür gesorgt, dass der Umsturz des Hayalbas nicht funktioniert hat und Sultan Abdülhamid seinen Thron behalten konnte.“ Den Begriff ‚Strippenzieher‘ hätte ich vielleicht nicht verwenden sollen, sagte ich mir, denn vor dem Hintergrund der Manipulationsmethodik des Hayalbas wurde dadurch eine makabre Assoziation erzeugt.

„Das mag wahr sein.“ Sir Henry zuckte mit den Achseln. „Doch die perfiden Pläne des Usurpators sind durch Euch zerschlagen worden, Kara Ben Nemsî – zwar mit logistischer Unterstützung meiner Botschaft und meiner zweiten Frau. Dafür ist der Sultan im Kern seines Denkens auch dankbar. Aber gleichzeitig fehlt ihm die Souveränität, hinzunehmen, dass es dieser externen Hilfe bedurft hat. Also richtet sich die Eifersucht seines Machterhalts gegen Euch und mich.“

„Und warum geht er nicht gegen mich vor? Warum weist er mich nicht aus seinem Reich aus?“

„Weil er Euch nicht aufwerten will. Außerdem besitzt Ihr keine politische Macht, die ihm gefährlich werden könnte. Dennoch solltet Ihr Euch in absehbarer Zeit nicht im Dunstkreis der Hohen Pforte aufhalten und auch von Eurem Ferman keinen Gebrauch machen. Wenn Ihr in Kurdistan, in der Dschesireh oder in Arabien agiert, dann nimmt er das nicht wahr. Aber was meine Person angeht, so konnte er in London am Hof von St. James den Wunsch platzieren, dass eine gehobene Person die Queen vertritt. Damit war ich draußen.“

Seine Frau Enid flankierte: „Wir sind jetzt nur noch privat. Bereits morgen werden wir Istanbul verlassen.“

„Wir haben uns Venedig als Altersruhesitz ausgesucht“, sagte Sir Henry. „Wir haben am Canale Grande den Palazzo Cappello erworben. Enid wird ihn mit einigen Kunstwerken ausstatten. Dort werden wir es uns gutgehen lassen.“

„Werdet Ihr Qendressa mitnehmen?“, fragte ich taktlos.

„Nein“, antwortete Enid sehr bestimmt. „Künftig will ich meinen Mann wieder für mich allein haben. Diese Zweitehe war ja ohnehin nur Teil unserer Intrige; ihre Funktion ist längst beendet. Auch die Scheidung ist bereits vollzogen.“

„So schön Venedig als meine Heimatstadt sein mag“, bestätigte Qendressa. „Auch ich will meine Freiheit wieder leben.“ Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Vielleicht darf ich dich, Kara mio, auf einem deiner Abenteuer begleiten.“

In diesem Augenblick kam der neue Hausherr auf uns zu, Sir Henry zog den Botschafter mit einer Geste in unsere Runde

hinein und stellte mich ihm vor: „Eure Lordschaft, das ist Kara Ben Nemsî Effendi.“ Und dann an mich gerichtet: „Lieber Kara, ich darf Euch den frisch gekürten diplomatischen Vertreter der Queen vorstellen: Frederick Lord Hamilton-Temple-Blackwood, Marquess of Dufferin.“

Der Botschafter, der eine hochaufgeschossene, asketisch zu nennende Gestalt war, reichte mir die Hand zu einem kräftigen und freundlichen Händedruck. „Ihr werdet verwundert sein, Effendi, aber ich habe schon viel von Euch gehört. Da meine Königin mich in der Vergangenheit in einige verantwortungsvolle Positionen auf drei Kontinenten geschickt hat – als Generalgouverneur von Kanada, als Vizekönig von Indien, als Botschafter am Hof des Zaren in St. Petersburg –, durfte ich auch Mitglied beim Travellers Club in London werden und habe dort Earl Lindsay kennengelernt. Er hat mir in fröhlichen Abendrunden erzählt, dass er seine spannendsten Abenteuer – neben Australien und Indien – im Nahen Osten erlebt hat, zusammen mit einem furchtlosen Sachsen mit zwei Gewehren und einem kleinen Araber mit einem langen Namen und einem großen Turban.“

Ich lächelte geschmeichelt.

„Solange ich Botschafter in Istanbul bin“, bot mir Lord Hamilton an, „werde ich Euch gerne weiterhin logistisch unterstützen – sofern Ihr das nicht am Hof des Sultans verbreitet und die Botschaft nicht durch die Vordertür betretet. Ich werde Euch regelmäßig darüber informieren, mit welchem Kriegsschiff und zu welchen Terminen von Triest oder Venedig aus Ihr eine kostenfreie Passage an die levantinische Küste nutzen könnt, um günstig nach Arabien zu gelangen.“

„Und wenn Ihr auf dem Hin- oder Rückweg durch Venedig kommt und alte Freunde wiedersehen wollt, dann seid Ihr als Gast in unserem Palazzo jederzeit herzlich willkommen“, ergänzte Sir Henry. „Wir sind stets neugierig auf Eure Abenteuergeschichten.“

„Auf Lindsay als Begleiter und Reisefinanzierer werdet Ihr allerdings künftig verzichten müssen“, meinte der Botschafter.

„Seit dem Mord an seinem Vater ist er der Earl seiner Familie und hat mit der Verwaltung seiner Liegenschaften zu tun. Aber was sage ich da – Ihr seid ja bei der Aufklärung der Hintergründe dieses Mords beteiligt gewesen.“ Er wechselte nun das Thema: „Doch wir müssen hier nicht länger herumstehen, wo die Wände Ohren haben. Ich darf Sie noch auf einen Portwein in meine privaten Räumlichkeiten einladen.“

Wir folgten ihm durch zwei abknickende Flure in ein heimeliges Kaminzimmer, das ich noch nicht kannte und in dem einige tiefe Polstersessel um einen ornamentierten niedrigen Metalltisch gruppiert waren. Er goss jedem von uns ein Glas weißen Port ein, und Sir Henry sprach den Toast auf den neuen Botschafter.

Dann fragte mich Lord Hamilton ohne weitere Einleitung: „Was habt Ihr in den nächsten Tagen und Wochen vor, Kara Effendi? Wohin wollt Ihr von hier aus? Zu den Haddedihn, in die kurdischen Berge oder in den Hedschas zu Prinz Haschim?“

Der neue Botschafter wusste zwar um die Bedeutung von Prinz Haschim unter den Arabern und auch um dessen magischen Einsatz bei der Bekämpfung des Hayalbas, aber er hatte keine Ahnung davon, dass Haschim zunächst – auch von mir – für tot gehalten wurde. Deshalb seine unbedachte Frage. Zwischenzeitlich hatte ich jedoch vage Hinweise darauf erhalten, dass er noch leben könnte, wenn auch möglicherweise in einer anderen Existenzform. Ich war auch deshalb jetzt wieder im Orient, um diesen Hinweisen nachzugehen; aber hier war nicht der Ort, das zu offenbaren.

Bevor ich aber den Mund aufmachen konnte, um dem Botschafter eine unverbindliche Antwort zu geben, kam mir Qendressa, keck wie immer, zuvor: „Wir wollen nach Iskenderun.“

Niemand in der Runde erschrak, jeder schien das für eine logische Wahl zu halten. Der schreckliche Hayalbas, der ein ganzes Imperium hatte unterjochen wollen, war besiegt worden. Er war nun – tot? Oder gefangen in ewiger Verdammnis?

In einem Nirvana, aus dem er sich nicht mehr befreien konnte? Eine totale weltliche Isolation als Strafe für ihn und als Schutz für die Welt?

War das wirklich so? Sollte man nicht zu unser aller Sicherheit einmal nachschauen? Ich fühlte die Verantwortung, dass ich das tun sollte.

Zur Frage einer möglichen Reise zu den Haddediin äußerte ich mich nicht. In den zwei Jahren zwischen dem Ende des Haylbas und der heutigen Botschafter-Ernenennung war noch einiges geschehen, von dem der neue britische Botschafter nichts wissen konnte, weil es mehr privat war in der Beziehung zwischen mir und meinem Freund Halef. Ich hatte Halef auf seiner geplanten Reise in seine nordafrikanische Heimat begleitet, weil er sich davon eine Bewältigung seiner seelischen Probleme versprach – was dann auch tatsächlich geschah.¹ Eine Reise zu den Haddediin hatte ich deshalb als nächstes Ziel nach Iskenderun vor.

Was Haschim anging, so weigerte ich mich mittlerweile – entgegen meiner ersten Empfindungen – anzunehmen, dass er tatsächlich tot war, obwohl ich doch seinen toten Körper in meinen Armen gehalten hatte. Er mochte sich geopfert haben, aber in seiner magischen Welt konnte das auch bedeuten, dass er in eine andere Existenzform übergegangen war. Und die große Zauberin Marah Durimeh konnte sich seiner angenommen haben und mochte all ihre Heilkraft dareingesetzt haben, ihn wieder in ein diesseitiges Leben zurückzuholen. Deshalb setzte ich all meine Hoffnung in die Möglichkeit, dass er sich in Marah Durimehs Asyl am Kaspischen Meer befand, wo auch Qendressa einst geheilt worden war. Dahin konnte mich in der Tat Qendressa führen.² Oder Haschim war an einem ganz anderen Ort, von dem ich nichts ahnte und wo ich ihn besuchen sollte, obwohl der nicht zur realen Welt gehörte. Zu

¹ Da dieses Abenteuer aber nichts mit dem ewigen Verbleib des Hayalbas zu tun hatte, werde ich es erst in einem Folgeroman erzählen.

² Auch hier muss ich meine Leser auf weitere Abenteuer in einem Folgeroman verweisen.

Ingdscha in die kurdischen Berge sollte ich jedoch besser nicht gemeinsam mit Qendressa reisen, zu sehr musste ich weibliche Eifersucht befürchten – von beiden Seiten. Ein Besuch dort sollte später erfolgen.

„Die ‚Maria Stuart‘, die Euch von Triest aus nach Istanbul mitgenommen hat, ankert noch im Hafen unserer Stadt“, gab Lord Hamilton an. „Morgen sticht sie wieder in See mit Destination levantinische Küste. Sie wird in Iskenderun Station machen, da die britische Admiralität dort Informationen sammeln muss, und ich kann veranlassen, Euch beide mitzunehmen, Kara Effendi und Lady Qendressa.“

Ich verständigte mich mit Qendressa durch einen kurzen Blick und nahm Lord Hamiltons Angebot dankend an.

Am nächsten Morgen stachen wir in See.

Qendressa und ich hatten uns noch in der nächtlichen Dunkelheit auf die ‚Maria Stuart‘ geschlichen und blieben solange unter Deck, bis wir die Hafenanlagen von Istanbul verlassen hatten und keine Schiffe mehr in unmittelbarer Sichtweite waren. Die militärische Disziplin an Bord sorgte dafür, dass die Anwesenheit einer Frau nicht als böses Omen verstanden wurde.

Qendressa genoss es sichtlich, mit mir auf einer Reise zu sein, und die Wärme ihres Körpers, wenn sie sich an mich lehnte, tat mir unendlich gut. Die ständige Nähe eines weiblichen Körpers war eine neue, eine sehr angenehme Reiseerfahrung.

Wir kreuzten zunächst durch die geschichtsträchtige Inselwelt der Ägäis, wo fast jedes Eiland nach einem griechischen Gott benannt oder als sein Wohnsitz gekennzeichnet war. Im Licht der mediterranen Sonne waren das Orte, die man besuchen mochte, um Spuren der Götter zu erkunden, und an denen man nicht bloß vorbeischiffen sollte. Eine Sehnsucht, Reisen in unbekannte Weltregionen mal nicht als Abenteuer, sondern als Urlaub zu gestalten, wurde in mir wach. Hier hatte in meinem bisherigen Leben etwas gefehlt.